



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen : 15. Ein Wunschzettel an den
Zeitgeist

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

überzufiedeln. Als Kind ihrer Zeit weiß Frau Aja von unsrer heutigen Liebe zum Vaterlande, zum großen Deutschland wenig. Oft macht sie aus ihrer Vorliebe für das Französische oder wenigstens einige Eigenschaften der Franzosen keinen Hehl; kann sie doch sogar ausrufen: „Meinetwegen mag das rechte und linke Rheinufer zugehören wem es will.“ Aber um Frankfurts Schicksal ist die Schultheißenstochter sehr bekümmert. Als am Ende 1796 der Krieg nach vielen Leiden beendet schien, schreibt sie an den Sohn: „Gott sei ewig dank, daß unsre Verfassung geblieben ist, davor war mir am hängsten.“ Der Schmerz über den Verlust der Reichsunmittelbarkeit (1806) tritt gewiß nur deshalb nicht so stark hervor, weil der „neue Herr“ Frankfurts ihr und ihrem Sohne längst bekannt und ihnen Freund und Gönner war.

Im Goethearchiv hat man Blätter durch die Bezeichnung von Goethes Hand „Aristeia der Mutter“ vereinigt gefunden. Wer mit einem empfänglichen Gemüte die vorliegenden Briefe des treuen Mutterherzens gelesen hat, der wird der herrlichen Gabe aus Weimar gern dieselbe Aufschrift geben.



Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen

15. Ein Wunschzettel an den Zeitgeist

Zwölf-Nächte 1889/90



ämmerung. Es klopft — herein! Knecht Ruprecht? Was willst denn du bei einem alten Knaben, wie ich bin? Auch ist deine Umgangszeit doch eigentlich vorbei.

„Ich bin nicht Knecht Ruprecht, und du bist mir gegenüber jung genug. Ich habe meine Freude dran, daß du bei so weißem Barte noch so Kind im Herzen bist.“

Ich lehne das Lob nicht ab, es entspricht meinen Wünschen. Aber was bist du in der Maske des Knecht Ruprecht, der die Leute so still beobachten kann?

„Ich bin der Zeitgeist, und diese Maske war mir recht, weil in ihr unser eins in dieser Zeit am besten durchkommen kann, allenfalls auch vor eurer Polizei, die das alte Recht eurer Götter, in dieser Zeit unter den Menschen umzugehen und nach dem Rechten zu sehen, noch heute achtet.“

So — o? Ein seltsamer, unerhört hoher Besuch. Nun setz dich vorerst.

„Du siehst wohl, daß mein Gehen und Stehen mehr ein Schweben ist, wie ihres im Traume auch schon könnt, das macht sich aber im Eizen gar nicht gut.“

Gut denn. Aber was führt dich zu mir?

„Du hast mich ungefähr vorm Jahr einmal still zitiert, sprachst vom klugen Herrn Zeitgeist, ich weiß nicht einmal, ob das nicht ironisch gemeint war (ich auch nicht), und von dem Gedanken, mir einmal einen Wunschzettel vorzulegen, wenn ich ein geneigtes Ohr zeigte. Das hat sich mir denn still eingepägt, ich bin wenigstens neugierig, zu hören, welches deine Wünsche sind, und komme denn in dieser Wunschzeit, daß du dein Wort halten kannst.“

So so! Richtig! Es war von der guten alten Zeit die Rede, und wie die mit dem Fortschritt zusammenhängt. Daß du doch eine Redewendung so ernst nehmen kannst! Es ist ja aber höchst entgegenkommend von dir, und ich darf mich nicht zurückziehen, obwohl ich vor der Ausführung nun fast erschrecke. Ich hatte aber gleich damals einen kleinen Entwurf gemacht, der mich nun unterstützen mag. Also

1. Das Verhältnis der Zeit zu den Farben

Seit Jahren fiel mir mit Verdruß, ja mit Kummer auf, wie man den Farben im Gebrauch des eignen Lebens aus dem Wege ging, als wären sie der Bildung unwürdig, als wären sie häßlich. In der Kleidung z. B. blieben fast nur Schwarz, Weiß und Grau als bildungswürdig übrig. Blau, Rot, Grün waren verbannt. Aber Schwarz und Weiß und ihr Kind Grau sind ja eigentlich gar keine Farben, sie bezeichnen nur die Grenze, wo das Farbenleben aufhört. Farbe und Leben aber sind aufs innigste verwandt, die Farbe ist eine der Hauptoffenbarungen des großen Geheimnisses Leben. Wer sich von den Farben zurückzieht, dem geht das Leben ein, und das ist die eine Hauptfrage der Gegenwart: soll unser Leben eingehen oder sich auffrischen, soll es aufwärts oder abwärts gehen?

Die Scheu vor den Farben scheint übrigens erst aus unserm Jahrhundert zu stammen, aus der Zeit nach dem Ablauf der revolutionären und napoleonischen Sturmbewegung. Da blieb nach einem kurzen, jugendlich hoffenden Aufschwung als Bodensatz der ganzen Gährung eine furchtbare, zum Teil trostlose Ernüchterung als Grundstimmung der Zeit übrig. Aus dieser Zeit stammt wohl der schwarze Frack und der Zylinder, diese beiden Stücke der modernen männlichen Festkleidung, die für die Schönheit der Erscheinung die Grenze bezeichnen, wie Schwarz und Grau die Grenze des Farbenlebens. Noch die Amtstrachten der französischen Republik, wie man sie in Kalendern der Zeit sieht, zeigen schönes buntes Farbenspiel. Wie man in Paris kein Zutrauen zu einem frischen Weiterleben hatte, zeigt auch das Wiederaufleben des unheimlichen Wortes in dieser Zeit der Ernüchterung (es soll aus der Zeit vor der Revolution stammen): *Après nous le déluge*, d. h. eine neue Sintflut oder Sündflut steht bevor, aber wir kommen gerade noch weg. Zu solcher Stimmung paßten keine heitern Farben, Paris war aber tonangebend für Europa und ist es ja heute noch, mehr, als recht ist.

So ist das Übel jung genug, um wie ein eben wachsendes Unkraut ausgerottet zu werden. Auch ist eine Umkehr schon länger in ihren Anfängen bemerkbar, auch sie vielleicht eine Wirkung des gewaltigen Stoßes von 1870, der uns aus allerhand Schlendrian aufrüttelte. Überwunden ist z. B. ein Zug, den Häusern zum letzten Anstrich eine Farbe zu geben, die möglichst keine Farbe wäre. Ich habe jahrelang dies edle Streben mit heimlichem Spaß verfolgt, eine Farbe zu finden, die keine wäre: es lief auf eine Art er-

sterbendes Erdfahl hinaus, und die Straßen gewannen damit ein entsetzlich lebloses Aussehen. Damit ist es denn besser geworden, man lernt wieder, was Leben heißt.

Auch in der Kleidung, also in der Erscheinung der Leute selber, ist eine fröhliche Umkehr zur Farbe zu bemerken. Das ist aber auch die Hauptstelle, wo der Hebel anzusetzen ist. Denn darin sind wir lange noch nicht wieder so weit, daß Fausts Worte im Osterspaziergang auch auf uns paßten:

Aber die Sonne duldet kein Weißes;
überall regt sich Bildung und Streben,
Alles will sich mit Farben beleben;
Doch an Blumen fehlt's im Revier,
Sie nimmt gepugte Menschen dafür.

Das fällt einem ja wohl ein, wenn nach langem düstern Himmel an einem Sonntag die Sonne wieder leuchtet, oder besonders wenn der erste Schnee gefallen ist und Tausende spazieren wandeln. Da klingen einem aber Goethes Worte jetzt mehr wie Spott, denn wenn man auch in der Nähe wieder Farbiges sieht, so ist das Ganze doch nicht anders, als ob die helle, heitere Welt durch den Menschen mit Haufen düsterrer Kleckse besleckt und zerbrochen wäre.

2. Vom Mienen- und Gebärdenpiel

Das ist ein wichtiger Gradmesser des Lebens, um seinen höhern oder tiefern Stand zu erkennen. Wie sehr es Sache des Lebens ist, läßt sich schon daran sehen, daß es der bildenden Kunst eigentlich unerreichbar ist, es bleibt eben ausschließlich dem Leben selbst vorbehalten. Spiel, der bildliche Ausdruck, ist sehr schön, es ist wie das Spiel der Farben im Sonnenschein, wie das Spiel der Wellen, die auch den ernstesten Sinn lange fesseln können, als hätten sie ihm recht viel zu sagen. Das Mienenspiel im Menschenantlitz hat uns aber wirklich viel zu sagen, ja mehr als die Worte, die aus dem Munde gehen und die man zu Papier bringen kann. Es sagt uns alles, was auf dem Grunde der Seele vorgeht, es ist der wahre Spiegel des innersten Seelenlebens mit seinem wechselnden Wetter und Wellenschlag. Die Augen und der Mund mit seiner Umgebung ist das Sprechendste am Menschen. Die Gebärden, die Hände, Arme, Achseln, Kopfhaltung u. s. w. ausführen, sind nur eine malerische Unterstützung des sprechenden Antlitzes.

Das alles gilt aber vollständig nur vom Naturmenschen oder von dem, der auch in der Kultur natürlich zu bleiben weiß. Die Kultur an sich entwickelt vielmehr eine Richtung gegen das Mienen- und Gebärdenpiel, ja die Überkultur ist darauf aus, es ganz abzustößen. Asien bietet die Gelegenheit, die überkultur in ihren weitesten Wirkungen zu sehen. Herder z. B. äußert einmal in den Liedern der Liebe: „Das Gestikuliren ist einem Morgenländer verächtlich; auch im gemeinen Leben spricht er nur mit dem Munde, nicht mit den Händen.“ Aber auch bei uns macht sich die Richtung geltend, es giebt Leute genug, auch junge Leute, die dem Künstler für Darstellung ihres Mienen- und Gebärdenspiels gar keine Not machen würden, weil sie so gut wie keins haben, sie wandeln einher mit Gesichtern wie aus der Leinwand geschnitten oder aus Holz geschnitten. Es giebt allerdings darin Gradunterschiede, die aufs natürlichste aus der Verschiedenheit des Lebensalters, des Temperaments, der Lebenserfahrung fließen, wie denn auch Völker und innerhalb einzelner Völker

die Stämme große Verschiedenheit darin zeigen, sodaß keiner den andern unmittelbar als Muster brauchen kann. Trotzdem ist im ganzen eine Scheu bemerkbar, seine Mienen und Gebärden mitsprechen zu lassen, d. h. seinem eigensten innersten Leben vollen Ausdruck zu geben, auch wo damit keine Gefahr verbunden und keine Vorsicht nötig ist, daß man sein Innerstes verstecke. Es ist eben ein weiteres Zeichen, wie das Leben sich einziehen und ins Engere drehen will, als ob sich dem Ende näherte. Man könnte auch hier sagen, daß das schöne Farbenspiel des Lebens im Antlitz sich auf ein Grau zurückziehe, von Vielerlei auf ein Einerlei, sowie ein wochenlang grauer Himmel schrecklich einerlei aussieht. Laß dir das empfohlen sein, lieber Zeitgeist.

3. Von der Stimme

Die Stimme ist an dem wunderbaren Gebäu, das Mensch heißt, das Wunderbarste. Auch sie steht zu dem innersten, eigensten Leben des Einzelnen in engster Beziehung, als unmittelbarster Ausdruck desselben, da ihr auch das Wunder der Worte und der Sprache zur Verfügung steht, dessen ja die Tiere bei schönster Stimme entbehren. Aber die Worte sind nur das Körperliche an der Sprache, daher auch für das Auge mitteilbar; das Seelische, das eigentlich Lebendige an der Sprache ist die Stimme, für die es keine Schrift giebt. Daher erklärt sich ja, daß dieselben Worte, von verschiedenen Menschen, ja von denselben Menschen in verschiedner Stimmung gesprochen, ganz verschieden klingen und wirken können.

Aber auch hier ist ein leidiger Gegensatz zwischen Natur und Kultur thätig, den die wahre Bildung zu überwinden hat. Die Kultur entwickelt auch hier die Richtung, das Lebendige einzuziehen. Aus Frankreich, d. h. Paris, schildert im vorigen Jahrhundert Marmontel in seinen *Principes d'éloquence* den Sprechton seiner Landsleute: *L'accent français est peu marqué dans le langage ordinaire, la politure en est la cause. Il n'est pas respectueux d'élever le ton, d'animer le langage, et l'accent dans l'usage du monde n'est pas plus permis que la geste.* In England verbietet es geradezu der gute Ton, beim Sprechen die Lippen u. s. w. lebhaft zu bewegen, das Gesicht spricht, blickt und lebt überhaupt möglichst regungslos, so erfordert es die gute Sitte. Auch bei uns ist diese Richtung in der gebildeten Welt thätig, sie ist eben auch ein Kulturtrieb, aber kein gesunder. Wir machen Leute derart oft den Eindruck, als ob ihnen auch das bißchen Bewegung von Miene und Stimme, das sie noch übrig haben, zuviel wäre, als ob sie es lieber geschrieben oder gedruckt vorlegten, was sie zu jagen haben, wie sie denn auch gern keinen Sprechstil, sondern einen Druckstil sprechen, die gar sehr verschieden sind. Es ist, als ob auch von diesem wichtigen Gebiete des menschlichen Lebens ein eintöniges Grau Besitz ergreifen wollte, denn die Stimme hat mit den Farben Verwandtschaft, wie man sie denn auch als hell oder dunkel, gedämpft und dergleichen bezeichnet.

Das wäre denn, wenns keinen Gegensatz und keine Hilfe gäbe, ein sichres Zeichen, daß das Leben, das unser Alles ist und alles Weitere und Höhere in sich schließt, seiner selbst müde ist, sich vom frischen Ausgreifen, um die Welt zu ergreifen, zurückzieht und sich gleichsam auf sich selbst ein dreht, seines Endes gewärtig, ja ihm als Rettung zustrebend. Hat doch gerade in Deutschland in unserm Jahrhundert ein hochgeschwiebter Philosoph jenem lebenleugnenden

Standpunkte philosophisch systematischen Ausdruck gegeben, womit er für alle Zeiten als letzte Weisheit festgenagelt schien. Die Schopenhauerei war keine Wahrheit, sie war eine Krankheit, eine Verstimmung. Das war der Anfang vom Ende, der Fluß des Lebens war ins Stocken und damit in Versumpfung geraten und trieb böse Dünste auf. Jetzt aber stehen wir im Anfang eines neuen Anfangs. Dies Gefühl geht immer deutlicher als belebender Frühlingshauch durch die deutschen Lande. Da muß aber auch das Grau aufhören, das vom Menschenwesen Besitz ergriffen hatte und Himmel und Erde in sein Einerlei eintauchte. Hilf dazu, lieber Zeitgeist, du wirst dich selbst dabei wohl befinden.

4. Von unserm Tanzen

Der Tanz hat für das Leben der Völker, ja der Menschheit eine eigentümliche, hohe Bedeutung. Es ist kaum etwas so verschieden bei den verschiedenen Völkern, in den verschiedenen Zeitaltern, auf den verschiedenen Kulturstufen, als der Tanz. Auch bei ihm sind Natur und Kultur die bedingenden Mächte, die zwischen schönem Einklang und Widerstreit schwanken. Wie weit die Natur der Kultur nahe bleibt, daß sie nicht in Gemeinheit, Roheit, Wildheit ausartet, wie weit andererseits die Kultur der Natur nahe bleibt, daß sie nicht in Überkultur (unser Ballet) oder in ein schönheitsfcheues Einerlei ausartet, das ist ein wichtiges Kennzeichen für den Stand des Lebens in einer Zeit, einem Volke, einem Bildungskreise überhaupt.

Mit unsrer Zeit steht es nun da gar nicht zum besten. Unsrer Bildung hat ganz vergessen und verloren, was Tanz eigentlich ist, das muß uns auf gelehrtem Wege wieder vermittelt werden, wozu doch auf Schulen und Universitäten keine Zeit bleibt. Und doch steht uns ein Ahnen davon auch im Leben noch nahe genug, wenn man z. B. einen Bauertanz zu sehen bekommt, wie er hie und da in Deutschland, besonders im Hochgebirge sich noch in alten Formen erhalten hat. Da hat man wohl dies und das abzuziehen, was unsrer Bildung widerspricht, aber das Ganze als solches steht als ein Bild von schönem Leben vor uns, auf das wir mit einer Art wehmütigen Neides blicken, weil wir mit samt unsrer Bildung von diesem schönen Leben gar zu weit abgekommen sind.

Ein Haupt- und Grundirrtum in unserm Begriff vom Tanz ist der, daß dazu beide Geschlechter in naher Beziehung und Berührung nötig wären. Mir sind darüber und über den Tanz überhaupt die Augen durch einen Zufall früh aufgegangen, auf einer Studentenreise. Da saßen wir an einem Sonntag Nachmittag in einer Dorfschenke bei Hof. Die Stube war ziemlich besucht, in einer Ecke spielten eine Handvoll Musikanten ihr Bestes. Da stand, als ein Stück von lebhaftem Rhythmus kam, ein junger Mann auf (er war dem Ansehen nach kein Bauer), trat in die Mitte der Stube und fing an, nach dem Rhythmus des Tonstücks Bewegungen zu machen, mehr mit den Armen und dem Oberkörper als mit den Beinen, indem er wesentlich an demselben Platze verharrte mit mäßigen Wendungen nach verschiedenen Seiten; die Bewegungen, die er machte, waren so gehalten und dabei so mannichfaltig und natürlich, daß man nicht müde wurde, mit Spannung hinzusehn. Etwas störend wirkte es auf uns, als er nach einer Weile seiner Kunst ein Kunststück beifügte, das wir ihm gern geschenkt hätten, indem er ein halbvolltes Bierglas sich auf den Kopf stellte und so seine tanzenden Bewegungen fort-

setzte. Später fand ich, daß dies Kunststückchen schon im Mittelalter geübt wurde, wo es im vierzehnten Jahrhundert ein österreichischer Dichter, der Teichner, mit Tadel erwähnt. Darnach ist aber auch diese Kunst des Einzeltanzes so alt und gewiß noch älter und doch so nahe bei der Natur; denn bei jenem Einzeltänzer in dem Dorfe machte alles den natürlichsten Eindruck, wie eben erst erfunden, vom Augenblicke eingegeben, was es dem zugleich auch war. Ubrigens stand nach einer Weile ein anderer junger Mann auf, trat gegen ihn, und nun tanzten beide gegen einander, sodaß ein ganz neuer Reiz des Schauspiels begann, wie bei zweistimmigem Gesang gegen einstimmigen, wenn die zweite Stimme die erste nicht bloß dienend begleitet, sondern auch fugenartig frei dagegen vorgeht.

Nunmehr wußte ich, was Tanz ist: freie Selbstbewegung als natürlicher Überschuß von innerstem müßigen Behagen, das sich mit seinem Überfluß keinen andern Rat weiß, als ihn so in schöne Bewegung umzusetzen, mit der er sich und den Andern zur reinsten, schönsten Freude wird; denn das Behagen des Tanzenden überträgt sich von selbst auf die Zuschauer, weil sie die Bewegung im Geiste, im Gefühl in sich mitmachen. Eigentlich gehört noch Gesang dazu, der wie hier durch Musik ersetzt werden kann.

Ich habe nachher oft bei dem Tanz unsrer Bildungswelt an jene Tänzer aus dem Volke denken müssen, z. B. beim Ballet. Dort auf den Gesichtszügen des Tänzers das reinste, heiterste, stillste Behagen, nicht ohne Humor und Schelmerei, hier bei den Tänzerinnen ein vor dem Spiegel einstudirtes süßes Lächeln, dem jeder das Erzwungne und Unwahre ansieht, mir unter den unerfreulichen Erscheinungen des Menschenantlitzes fast das Widerstrebendste, das ich kenne. Auch auf unsern Bällen fehlt es nicht an unwillkürlicher Vergleichung; denn wenn ein Herr seine Dame nach einem Rundtanze zur Mutter zurückbringt, so lächelt sie wohl zum Dank mit ihrem besten Lächeln, aber aus aufgeregten und erhitzten Gesichtszügen heraus, die mit dem Lächeln in Widerspruch stehen. Rechter Tanz soll ein freies, behagliches Spiel sein, hier wird er zur Anstrengung.

Die Rundtänze sind überhaupt das deutlichste Zeichen von dem tiefen Stande unsrer Tanzkunst, der eigentlich nicht tiefer sein kann, zu welcher Behauptung ich die Zustimmung einer Stimme beibringen könnte, die wenn irgend eine hier zu den berufensten gehört. Von Kunst ist eigentlich dabei kaum noch die Rede, ja bei einigen Tänzen läuft die Kunst auf die eine Spitze hinaus, daß man den Schwindel überwinde, aber etwas Schwindel, das gehört zum Genuß, was allein die Entartung der Kunst kennzeichnet. Außerdem ist die Bewegung eine ganz einseitige geworden, auf die Füße beschränkt, Arme und Kopf, das Beweglichste und Redendste sind zu starrer Haltung verurteilt, was freilich die ganze Kunst zugleich so bequem macht. Das Ganze läuft aufs einseitigste darauf hinaus, daß sich Männlein und Weiblein in Umklammerung um einander drehen, als wollten sie sich aus der Welt hinausdrehen.

Es giebt ja neben diesen Rundtänzen auch in unsrer Bildungswelt noch Tänze, die an die gute alte Zeit und die beste Art des Tanzes erinnern, z. B. der Contretanz, eigentlich englisch country-dance, von der französischen Tanzkunst im vorigen Jahrhundert vom Lande in den Salon versetzt. Das ist ein kleines Drama aus dem Jugendleben der Geschlechter, in dem sich Suchen und Prüfen, Werben und Finden, Meiden und Trennen und Wiederfinden in mannigfachstem Spiel abspiegelt; da ist Platz zu bedeutsamem Miensenspiel,

freiem Spiel der Arme und des Oberkörpers, überhaupt zur freien, schönen Selbstbewegung, diesem Wesentlichsten beim Tanze. Aber daß gerade zu diesem Wesentlichsten die junge Männerwelt keine Lust mehr hat, ist ja eine alte Klage der jungen Damen, die auch hier glücklicherweise näher bei der frischen Natur bleiben, als die Herren in ihrer schwarzen Erscheinung, die der Heiterkeit ohnehin so stark widerspricht. Eine schöne Ruine aus alter guter Zeit in unsre hereinragend ist das Menuett, das von den Tanzmeistern, die ihre Kunst tiefer auffassen, noch jetzt wenigstens als wichtiger Durchgangspunkt für die Bildung, die die Tanzkunst geben soll, festgehalten wird. Da ist Gelegenheit, schöne freie Selbstbewegung zu lernen, die dem Tänzer selber einen reinen Selbstgenuß giebt, wie ihn so eigenartig nichts weiter geben kann. Aber wer hat jetzt noch Lust und Geduld, das langweilige Menuett ordentlich zu lernen, da sind die Bewegungen zu zierlich, zart und gehalten; der Tanzunterricht eilt so rasch wie möglich auf die Rundtänze los, wo man nicht wie dort zu werben und zu suchen braucht, sondern gleich im Arme hat. Auch aus unserm eignen Volksleben ist ein hübscher Rest alten Tanzes noch in gebildeter Gesellschaft nicht vergessen: ich meine den Großvatertanz, der bei einer heitern Hochzeit oder Kindtaufe im rechten Augenblick vorgeschlagen noch jetzt den lebhaftesten Anklang findet. Der künstliche Wechsel des Rhythmus, der aus würdig getragener Bewegung plötzlich in übermütig springende übergeht, versetzt die Tänzer mit einem Schlag in das volle Leben der alten Zeit, dabei hat dieser Tanz auch den alten, volksmäßigen Zug noch an sich, daß die Tanzenden mit eigenem Gesang sich selbst die Musik machen, wie beim Menuett, diesem höfischen Tanze, ursprünglich auch.

Es ist überhaupt merkwürdig, wie nahe das alte, gesunde, volksmäßige Tanzleben an unsre Zeit heranreicht, auch in gebildeter Gesellschaft. Gellert z. B. hat in seinen jungen Jahren Texte gedichtet für Polonaisen, Allemanden u. dergl., die also zum Tanz gesungen wurden. Der junge Goethe schildert einmal in den Rezensionen in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen (Gedichte von einem polnischen Juden) das Bild eines deutschen Jünglings, der die rechte deutsche Liederdichtung in Gang brächte: „Laß, o Genius unsers Vaterlandes, bald einen Jüngling aufblühen, der voller Jugendkraft und Munterkeit zuerst für seinen Kreis der beste Gesellschafter wäre, das artigste Spiel angäbe, das freudigste Liedchen sänge, im Rundgesange den Chor belebte, dem die beste Tänzerin freudig die Hand reichte, den neuesten, mannichfaltigsten Reihen vorzutanzten u. s. w.“ (Der junge Goethe 2, 440). Der Ausdruck bürgt dafür, daß nicht von eintönigem Rundtanze die Rede ist, sondern von Figurentanz. Noch im Anfange unsers Jahrhunderts hatte der für die Gewandhausbälle in Leipzig angestellte Tanzmeister die Pflicht und Aufgabe, für jeden Ball mit ein paar neuen Tänzen aufzutreten. Wir von heute stehen da wie vor einem Räthsel, denn wir begreifen nicht, wie man auf das Tanzen solchen Fleiß und solche Hingebung verwenden und ihm als Kunst solche Wichtigkeit beilegen konnte. Wir fühlen uns da wie in eine Kindlichkeit zurückversetzt, von der wir wie durch eine Kluft getrennt sind.

Und doch ist die Zeitlücke nicht so groß, daß nicht wie bei der Farbensehen eine Umkehr oder Rückkehr möglich wäre. Sehen wir doch im Bühnenleben eine solche Umkehr vor sich gehen, die man noch vor dreißig Jahren für unmöglich gehalten hätte, daß man von der zunftmäßigen Überkultur des Theaterwesens mit einem mutigen Sprunge zurückgeht auf alte, einfache, volksmäßige Natur-

lichkeit, und daß dafür auch Laien ein Talent entfalten, das man vorher bei ihnen nicht gesucht hätte. So hielte ich es für möglich, daß nach ein paar tapfern Versuchen auch die alte, lebendig schöne Kunst des Tanzens wiedererweckt würde und einer Lust und Freude begegnete, die man nicht geahnt hätte. Es gehörte mit dazu, wenn unser Leben wieder in vollen, schönen Gang kommen sollte. Hilf auch dazu, lieber Zeitgeist, denn du bist ja doch der Herr in diesen Dingen.

„Bist du endlich fertig? Es ist etwas lang geworden, auch verfielst du in Docententon und schienst zu vergessen, wen du zunächst vor dir hast. Ich habe aber doch gern zugehört und meine Glossen unterdrückt, denn die Richtung, in der du strebst und treibst, kann ich nur billigen, sie ist im Grunde auch die meine. Aber bist du noch nicht fertig?“

Ach nein, es ist nur der Anfang meines Wunschzettels, der eigentlich noch zu höhern Dingen aufsteigen sollte. Höre wenigstens noch drei Nummern mit an, ganz kurz gefaßt.

5. Unser Titelwesen

Wir wird bange um die Wahrheit unsers Fortschritts, an den zu glauben Bedürfnis ist, wenn ich sehe, wie die Sucht nach Titeln und Orden um sich greift. Das wäre für sich allein ein Zeichen von Rückgang und Niedergang. Warum steht es damit in Frankreich, England und Amerika besser oder gut? Und auch bei uns giebt es doch Gebiete, wo die Krankheit noch nicht eingegriffen ist, namentlich das Gebiet der Kunst. In der Schauspielkunst vertritt der Name mit seinem Klange für sich allein alle Titel und braucht keine weitere Schönfärbung durch äußere Thaten, und auch in andern Gebieten der Kunst und Wissenschaft fehlt diese Erscheinung nicht. Auch da ist der titellose Name für sich das Höchste, was zu erreichen ist. Woher nun die Sucht nach Selbstvergrößerung durch äußere Mittel? Es ist vielleicht nur ein Bodensatz von der alten Kleinstaaterei her und müßte also zu überwinden sein. Mich erinnert es an die Allongeperücken, die auch so lange unentbehrlich schienen und jetzt lächerlich sein würden.

6. Unsr FÜRSTENTRACHT

Es ist doch ein eignes Ding, daß unsre Fürsten, wo sie in ihrer ganzen Würde erscheinen, keine fürstliche Kleidung mehr haben, sondern nur eine soldatische. Soll wirklich der Fürst in seinem höchsten Begriff durchaus und für immer mit dem des Kriegsmanns zusammenfallen? Das will mir nicht ein. Bei der großen Erneuerung unsers gesamten Lebens sollten wir auch den Zug überwinden, der erst aus der letzten Periode des modernen Lebens, aus dem siebzehnten oder achtzehnten Jahrhundert herrührt. Vorher gab es eine Fürstentracht, die unsern Malern und bildenden Künstlern noch unentbehrlich ist. Wenden sie sie doch auch schon in idealem Zurückgreifen auf die Gegenwart an. Man sieht hie und da Kaiser Wilhelm den Ersten im Bilde auf dem Kaiserstuhl sitzen im Krönungsmantel, mit Hermelin, auch mit der Krone auf dem Haupte oder darüber schwebend, und das alles sieht man, wenn ungestört von unnützen Nebengedanken, mit einer stillen Genugthuung und Freude, weil man da die Gegenwart der alten, großen Zeit die Hand reichen sieht. Und wenn das mehr ein kindliches Denken ist, gut, das verbürgt hier wie sonst oft gerade eine gesunde Rückkehr zum Rechten.

7. Sonntagsstimmung.

Bange machend, wo nicht ängstigend ist auch die Unruhe, die die Geister jetzt mehr als je beherrscht oder ergreift, die sich nicht dagegen zu wehren wissen. Treibt sie doch Erscheinungen heraus, die wie Blasen aus giftigem Grunde auftauchen. Die vorigen Wünsche gehen fast alle auf Wiederherstellung gesunder Bewegung hinaus, denn Leben ist Bewegung. Aber Unruhe ist keine gesunde Bewegung, diese bedarf vielmehr vor allem andern einen innersten Punkt, wo Ruhe herrscht, von der die Bewegung doch ausgeht und gelenkt wird. Und dieser innere Ruhepunkt ist uns vielfach verloren oder in Gefahr unter Zeiteinflüssen, die noch zu überwinden sind. „Mit Dampf“ ist die Lösung der Zeit, daraus wird eine atemlose Jagd, die denn auch im sogenannten Jagdzuge auf der Eisenbahn ihren Ausdruck gefunden hat. Das ist eine ängstliche Richtung, die eine Ergänzung braucht. Wie diese Ergänzung aussehen muß, wüßte ich nicht besser kurz auszudrücken, als durch Sonntagsstimmung. Was es damit auf sich hat, ist heute besonders in den Großstädten halb oder mehr vergessen. Ist doch in unserm Leben der Unterschied von Sonntag und Werktag fast aufgehoben, indem auch der Sonntag zum vollen Arbeitstag oder die Wochentage alle zu Sonntagen gemacht werden sollen. Wer aber alle Tage Sonntag haben will, der hat in Wahrheit keinen mehr. Die Sonntagsstimmung kommt nur über uns, wenn wir uns aus dem unruhigen Treiben und Drehen der Alltagswelt in eine reine Höhe erheben, wohin der Seele der Weg jeden Augenblick offen steht, auch wenn sie ihn jahrelang vergessen hat. Da sieht man wie von Bergeshöhe in das bunte Durcheinander unten hinein, deutlicher als in der Tiefe selber, und übersieht zugleich die Masse als ein Ganzes. Man steht wie auf der Brücke zwischen Erde und Himmel. Nachher freilich heißt es von der Höhe wieder niedersteigen in das wirre Getriebe und die Arbeit daran wieder aufnehmen, aber mit dem reinern Blick und Überblick von oben her. Diese Sonntagsstimmung in regelmäßiger Wiederkehr ist das Nötigste, was wir brauchen in der wachsenden Unruhe der Zeit. Wo sie zu haben ist? Nun man hat sie in der Familie, z. B. im Angesicht des Weihnachtsbaumes, wo alle beunruhigenden Fragen eine Antwort finden. Man kann sie in Gottes freier Natur holen; auch Kunst und Wissenschaft in ihrer reinen Form bieten sie leicht dar. Aber alle diese Quellen sind genauer zugeesehen nur eine höhere, d. h. Religion. Die eigentliche Wohnung der Sonntagsstimmung ist und bleibt doch die Kirche.

„Gut, ich will das noch mit auf den Weg nehmen. Aber ich muß nun fort, ich habe noch mehr Geschäfte. Also Gott befohlen, das Stündchen soll nicht verloren sein. Ich wollte, ich könnte in fünfzig Jahren wieder mit dir darüber reden, wie es dann damit steht, aber da bist du ja nicht mehr da.“

Nun, da werden Andre da sein, mit denen du verhandeln kannst.

Ich machte ihm die Thür auf, es war eigen zu sehen, wie er über die Schwelle mehr schwebte als schritt und ebenso den Saal entlang. Aber sich, eh er an die Treppe kam, war er verschwebt und verschwunden.

Hätt ich alles nur geträumt? Sa, es war aber ein Zwölf-Nächte-Traum.